

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 40 (1964-1965)
Heft: 10

Artikel: Als Kuli oder Erstklasspassagier : mein Wanderjahr in Indien
Autor: Schweizer, Jürg
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1074420>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Als Kuli oder Erstklass passagier

Mein Wanderjahr in Indien

Von Jürg Schweizer

Den Anfang bildete ein Beinbruch. Er dauerte mit allen Komplikationen über zwei Jahre und gab mir Gelegenheit, mich mit vielem zu befassen, wofür mir die Schule keine Zeit ließ.

Vor allem beschäftigten mich religiöse Fragen. Ich las Schopenhauer und ein Buch über die fünf Welt-

religionen und kam dabei ziemlich bald zum Schluß, daß «die Christen alle Heuchler und das Christentum gar nicht die einzige wahre Religion» sei. Mein Pfarrer, der mir am Krankenbett privaten Konfirmandenunterricht erteilte, konnte mich keines Beseren belehren.

Ich beschloß, nach der Matur für ein Jahr nach Indien zu gehen, umso mehr als unsere Lehrer ein Wanderjahr jedem dringend empfahlen. Als man mich fragte, was ich studieren werde, gab ich zur Begründung meiner ausgefallenen Pläne an: «Indologie». Viele schüttelten darüber den Kopf, und sie haben schließlich recht behalten: ich studierte Medizin. Aber das Indien-Jahr ließ ich mir nicht nehmen.

Als ich meinen Eltern mein Vorhaben unterbreitete, waren sie wenig begeistert, stimmten aber unter der Bedingung zu, daß ich ein Retourbillett löse und nach einem halben Jahr wieder zurückkehre. Ich hatte zweitausend Franken: tausend von meinem Götti und tausend vom Vater zum zwanzigsten Geburtstag, weil ich bis zu diesem Termin nicht geraucht und keinen Alkohol getrunken hatte. Und den Rest verdiente ich mir in einer Garage mit Wagenwaschen, auf der Post oder bei einem Bauern in der Nachbarschaft.

Mein Plan war, in Indien eine Vortragstournée über die Schweiz zu organisieren. Ich arbeitete also auf englisch zwei Manuskripte aus, das eine mehr politisch, das andere mehr touristisch, und fuhr mit meinem Fotoapparat ein paar Tage kreuz und quer durch die Schweiz, um noch einige Farbbilder aufzunehmen, die meinen Vortrag untermalen sollten. Dann schrieb ich an alle möglichen Universitäten, High Schools und Pfadfinder-Organisationen und fragte sie an, ob sie für mich und mein Wissen Verwendung hätten.

Endlich zog ich mit 470 Franken Bargeld in der Tasche los. Mein Schiff, die «Viktoria», fuhr ab Genua. Die Kabine teilte ich mit zwei deutschen Journalisten, die nach Ceylon fuhren und mich schon am ersten Abend zu einem unguten Gelage einluden, an dem auch ein nicht sehr waschechter, aber dennoch imposanter Sikh teilnahm. Diese Anhänger der großen indischen Religionsgemeinschaft waren mir aus den Büchern bekannt: sie schneiden die Haare nicht und tragen stets ein Messer auf sich zum Zeichen dafür, daß sie den Kampf gegen den Islam fortführen werden, bis alle Muselmanen besiegt seien.

Durch das Rote Meer, das tiefblau vor kahlen,

toten Hügeln liegt und von Haifischen wimmelt, kamen wir über Aden nach Karachi. Bei unserer Landung kreuzten über dem Schiff pakistanische und amerikanische Sabre-Düsengäger – ein Zeichen, daß der Westen hier noch vertreten war; Pakistan ist nämlich Mitglied der SEATO.

Ornamente vor der Tür

In Bombay verließ ich das Schiff. Als ich beim Zoll ankam, sprach mich plötzlich ein großer breiter Inder an: «Are you George Schweizer?» Ich bejahte und fand heraus, daß dieser Herr Varada, wie er sich vorstellte, ein Freund eines Bekannten aus Zürich war. Ich hatte ihm vor meiner Abreise geschrieben, aber gar nicht damit gerechnet, ein so promptes und sympathisches Echo zu finden.

Varada gab dem Zöllner zu verstehen, daß er meine Koffer nicht so genau untersuchen müsse, ich sei ja nur auf der Durchreise – eine Methode, die ich später noch mit Erfolg ebenfalls anwandte und immer auf das liebenswürdige Verständnis der Zöllner zählen durfte, die sich auch nicht mehr Mühe als nötig machen wollten.

Mr. Varada, der in England die Schulen besucht hatte und äußerlich durchaus westlich wirkte, bat mich in ein Restaurant zum Mittagessen. Aus religiösen Gründen aß er vegetarisch, und ich schloß mich ihm gerne an. Die verschiedenen Platten mit Linsen, Bohnen, Reis und Salaten an allen möglichen Saucen schmeckten mir zusammen mit den scharfen Suppen ausgezeichnet.

Nach dem Essen beförderte er mich in einen Taxi, zahlte diesen und gab ihm die Adresse seiner Wohnung an, wo mich seine Frau erwarte. Selbstverständlich sei ich sein Gast. Er freue sich auf das Abendessen.

Ich wurde also in die Gegend des Marine Drive gefahren, eines der nobleren Quartiere, das sich einer weiten Bucht entlang zieht, und erstieg den dritten Stock. Vor der Wohnungstüre fand ich auf dem Boden eigenartige aus Reismehl gestreute Ornamente, religiöse Symbole, Übungen der Hausfrau, wie ich später erfuhr.

Ich wage nicht, auf diese Kreise zu treten und verrenke mir die Glieder, um die Klingel zu erreichen. Ein kleiner Boy mit einem weißen Tuch um die Hüften und einer weißen Bluse öffnet, schließt dann die Türe wieder, schreit etwas in die Wohnung hin-

ein. Ein zweiter Boy erscheint. Sie bitten mich herein, indem sie sich links und rechts der Türe postieren.

Frau Varada, in einem weißen Sari mit feinen Blumenmustern, begrüßt mich herzlich. Sie ist sehr schön. Leider fängt sie sogleich zu dozierern an, so daß mir gar keine Zeit zum Betrachten dieses Bildes bleibt. Sie gibt mir Ratschläge über indische Lektüre und klärt mich über die Stellung der Frau in Indien auf, denn sie hat Nationalökonomie studiert. Dazwischen ruft sie mit schriller Stimme ihre Befehle an die Buben, welche darauf Glace und etwas zum Trinken bringen.

Noch während wir so zusammensitzen, taucht ein neuer Gast auf: ein uralter, brandmagerer Bettelmönch mit weißen Haaren und einem großen Bart. Er trägt sein Bündelchen bei sich und wird im selben Zimmer wie ich einquartiert. Mit Frau Varada spricht der Mönch Tamil, die Sprache der dunkelhäutigen Drawiden, der Ureinwohner Indiens, von denen die beiden Gesprächspartner abstammen.

Es wird Abend. Herr Varada kommt heim, entledigt sich seiner westlichen Kleider und erscheint ebenfalls im weißen Hüfttuch, dem sogenannten «Doti». Zum Nachtessen bekommt jeder ein eigenes, großes Blechtablett mit einer vielfältigen Aufteilung und zuvorderst eine schlüsselförmige Vertiefung. Die Boys bringen Suppen, Reis, Joghurt und so weiter, und ich versuche, mich den Tischsitten anzupassen. Das Hände-Essen ist mir zuwider, aber das Ehepaar versucht, mir plausibel zu machen, daß es viel hygienischer sei mit den Händen zu essen – ein Besteck habe ja schon mancher vorher im Mund gehabt. Die eigenen Hände könne man sicher und sauber waschen. – Für diesen Abend füge ich mich, von da an aber führte ich stets mein eigenes Besteck mit mir, um nicht mehr in ähnliche Verlegenheiten zu geraten.

Nach dem Nachtessen fuhren wir aus, der großartigen Bucht entlang. Die Kamine der Ölraffinerien rauchten in den Himmel. Der Bazar, ein eigentliches Einkaufszentrum, in welchem in einer Gasse immer nur eine bestimmte Ware zu kaufen ist, war noch offen. Es herrschte ein großartiges Menschengewimmel. Bei der Rückkehr setzten wir Mrs. Varada vor dem Haus ab und fuhren den Wagen noch in die einige hundert Meter entfernte Sammelgarage. Der Weg zur Wohnung war ein Hindernislauf: Auf den Trottoirs schliefen Menschen, viele Menschen, einer neben dem andern, zwischen denen wir uns durch-

schlängelten. Herr Varada erklärte mir, diese unsäglich armen Leute seien vor allem Kulis und Angestellte, Wagenwäscher und so weiter. Das Essen bekommen sie in den Familien und ihre eigene Frau und ihre Kinder sind irgendwo in einem andern Stadtteil, meist auch im Freien untergebracht.

General Guisan im Rotary

Am nächsten Morgen ging ich auf die schweizerische Botschaft. Zu meinem großen Erstaunen fand ich dort ein Telegramm vor vom «Rotary-Club of Baroda», in welchem ich gebeten wurde, dort in zwei Tagen einen Vortrag zu halten. Ich konnte mir nicht erklären, wie diese Leute von meiner Reise vernommen hatten. Baroda lag wohl an meiner Reiseroute, etwa fünfhundert Kilometer nördlich Bombay, eigentlich wäre ich jedoch gerne noch einige Tage in Bombay geblieben. Schließlich aber entschloß ich mich doch, die Chance wahrzunehmen und verreiste am nächsten Tag. Am Bahnhof kaufte ich mir für neun Rupien das Billett dritter Klasse und fuhr.

Meine Reisegefährten hatten alle ein seltsames Gepäck bei sich: eine sogenannte Schlafrolle, die sich aus einem langen Leder mit einer kleinen Matratze, einem Leintuch und dem Kissen zusammensetzt. Jeder hatte auch ein Gefäß mit Wasser bei sich, das bei jeder Station wieder gefüllt wurde.

Beim Einstiegen herrschte ein unbeschreibliches Gedränge, so daß ich natürlich keinen Sitzplatz mehr bekam und mich gefaßt machte, die neunstündige Reise stehend durchhalten zu müssen. Nach einiger Zeit kamen dann aber zwei englischsprechende Inder zu mir und erklärten mir, sie würden sogleich für einen Platz sorgen. – Immer wieder wurde ich in Gespräche über Religion verwickelt, und, als die Leute draußen hatten, daß ich ein Christ sei, wurde nach allen Kanten über die Bibel diskutiert, wobei ich bald merkte, daß diese Leute die Bibel viel besser kannten als ich.

An Proviant hatte ich praktisch nichts bei mir und ich sträubte mich lange gegen das Trinken des nicht sehr sauber scheinenden Wassers, bis ich es schließlich nicht mehr aushielt und doch davon nahm, als es mir zum x-ten Mal angeboten wurde. – Die Angst vor einer Krankheit verfolgte mich – besonders, als ein Leprakranker sich neben mich setzte, ständig seine wunden Knie gegen die meinen rieb und alle paar Minuten auf den Boden spuckte. Ich war

furchtbar angeekelt und schwor mir, nie wieder in Shorts zu reisen. Später erfuhr ich, daß die Lepra sozusagen nicht ansteckend ist.

Endlich langten wir in Baroda an. Am Bahnhof war ein großes Schild aufgehängt mit der Aufschrift «Welcome to Baroda, Rotary-Club of Baroda», und darunter waren die Veranstaltungen des Clubs angezeigt.

Da stand ich nun auf dem großen runden Bahnhofplatz, voll von Palmen, aus denen ein Vogelstimmengewirr von Papageien, Weber-Vögeln und einer Art Dohlen erscholl.

Ich begann mich durchzufragen. Es ging durch eine mit Palmen gesäumte Allee. Überall trieben sich Affenfamilien herum, denn der Affe ist in Indien heilig. Eine ganze Affengesellschaft stand auf der Straße – und hinter ihr lagen brandmagere Menschen auf dem Boden. Ein Mann kam mir entgegen und gab den fröhlichen Affen eine Banane. Später sagte mir ein aufgeschlossener Inder, daß in Indien viele tausend Menschen nicht verhungern müßten, wenn man den Affen nicht die besten Produkte des Landes verfüttern würde. Neuerdings exportiert man auch Affen nach Amerika, um dieser Plage etwas abzuhelfen.

Endlich landete ich in meinen schmutzigen Kleidern, kurz vor der angegebenen Zeit, im Rotary-Club. Die Mitglieder standen fein säuberlich in dunkle Anzüge gekleidet und selbstverständlich in weißen Hemden herum und tranken Cocktails. Ich kam mir vollkommen deplaziert vor. Ein Diener führte mich also in ein Badezimmer. Und dort zog auch ich ein westliches weißes Hemd und einen grauen Sommeranzug an.

Dann wurde ich in einen phantastischen Märchenpark geführt zum Nachtessen. Ein Scheinwerfer leuchtete auf und man setzte mich an einen kleinen weißgedeckten Tisch, auf dem durch eine große Plakette mit Goldbuchstaben der «Speaker» angezeigt war. Das war nun also für diesen Abend ich. Neben mir saß der Chairman. Zu essen gab es kleine, äußerst scharfe Kugeln, die ich bei meinem großen Hunger ungeprüft und ganz in den Mund steckte, wobei mir die Tränen in die Augen traten und ich einen furchtbaren Durst bekam.

Aber dann wurde ich angesagt. Und ich legte los, nachdem ich den wichtigen Herren erklärt hatte, daß ich ein junger Student aus der Schweiz und in Indien ein völliges Greenhorn sei. In meinen Vortrag, den

ich mit Diapositiven illustrierte, flocht ich auch einige politische Daten ein und erzählte über unsere Regierungssysteme und über unsere Milizarmee. Als ich geendet hatte, merkte ich, daß der Vortrag ein voller Erfolg gewesen war.

In der anschließenden Fragestunde merkte ich, daß viele der Herren Rotarier recht viel über die Schweiz wußten, und sie stellten mir einige Fragen, auf die ich mit dem besten Willen keine Antwort hatte. Einer der Herren stand am Schluß auf und sagte, er möchte noch eine Anekdote über die Schweiz erzählen: Während des letzten Weltkrieges habe Adolf Hitler einen Gesandten zu General Guisan geschickt, der ihm weismachen sollte, daß die Deutschen viel stärker seien als die kleine Schweiz und daß es also gar keinen Sinn habe, Widerstand zu leisten. Der Botschafter richtete aus, Hitler vermöge fünfmal mehr Soldaten gegen die Schweiz marschieren zu lassen, worauf General Guisan geantwortet habe: «Dann muß ich eben jedem Schweizersoldaten fünf Patronen geben!» – Diese vielleicht etwas übertriebene Geschichte erzählte ich später in jedem Vortrag mit großem Erfolg, um so die Richtigkeit der bewaffneten Neutralität zu illustrieren. Im allgemeinen sind nämlich die Inder passiv und eher ablehnend eingestellt zur Bewaffnung ihres Landes. Von China sprach man damals in Indien noch als «Freund».

Im Studentenheim der sehr modernen Universität durfte ich übernachten, und vom Rektor wurde mir freie Kost und Logis zugesichert. Er stellte mir Studenten zur Verfügung, die mir auch den Maharadscha-Palast zeigten: ein riesiger Wirrwarr von Sehenswürdigkeiten, ausgestopften Tieren, Eisengeländern mit eingelegten farbigen Steinen, Gußeisen-Stühlen, riesigen Wandteppichen mit Bibelszenen... Die meisten dieser Sachen waren Geschenke von ausländischen Fürsten.

Endlich fand ich nun heraus, wie ich zu diesem Rotary-Vortrag gekommen war. Als der Rektor mir fünfzehn Rupien aushändigte, merkte ich, daß sich die Sache so verhielt: der Rektor, dem ich damals von Zürich aus geschrieben hatte, hatte als Rotarier offenbar den Speaker für jenen Abend zu stellen.

Freund Ahluvalia

Meine übernächste Station war Aburoad im Staate Rajasthan. Beim Bahnhof bestieg ich einen Autobus, der mit «Mount Abu» angeschrieben war. Das war

der 1700 Meter hohe Berg über der Wüste, den ich aufsuchen wollte. Über scharfe Haarnadelkurven fuhren wir in die würzige Bergluft hinauf. Die Wiesen wurden saftig grün.

Neben mir im Bus saß ein Sikh. Er gab sich als Schriftsteller aus der Nähe von Bombay aus, verstand viel von Joga und sagte, er besitze einen Marmorbruch.

Wir besuchten den berühmten Jaina-Tempel, ganz aus Marmor und bewacht von einem Nepalesen, der die Aufgabe hatte, uns alle Ledersachen abzunehmen, da jeder, der Leder trägt, gegen das Gebot «Du sollst nicht töten» verstößt.

Bei einem Spaziergang schlug mir Ahluvalia, so hieß der Sikh, vor, ich sollte mit ihm in sein nahe Heimatdorf kommen, dort lerne ich Indien kennen, nicht in den großen Städten und bei Sehenswürdigkeiten. Diese Idee durchkreuzte meinen Reiseplan, aber dennoch ließ ich mich verlocken, vor allem dadurch, daß mir Ahluvalia versprach, mir beim Headman seines Dorfes Serva eine Flinte zu verschaffen, damit ich als begeisterter Jäger auch jagen könnte.

Der Weg nach Serva führte von Aburoad durch hügeliges Land mit kleinen Buschwälzchen. Das aus etwa zwanzig Häusern bestehende Dörfchen war umgeben von klein geschnittenen Dornbüschchen zum Schutze der Schafherden gegen Tiger und Leoparden. In der Mitte stand ein Shiwa-Tempel, in dessen vierseitigem Raum ein schwarzer Stein in der Form einer oben abgerundeten Säule aufgepflanzt war, welchen die Leute nach ihrem Gebet mit kostbarem Öl übergossen.

Am Abend beim spärlichen Schein der Öllampen diskutierte ich mit dem Sikh über das Töten. Ich spürte, daß er sich in seinem Dorf einiger Kritik aussetzen würde, wenn er mir zu einer Jagdflinte verhelfen wollte. Aber auch hier spürte ich wieder jene extreme Toleranz, und Ahluvalia versprach mir, daß er sich an unsere Abmachung halten werde.

Dann zeigte er mir einige wichtige Jogastellungen, die Grundstellung mit den verschränkten Beinen, wie wir sie von Buddha her kennen, den Kopfstand und eine Konzentrationsübung, bei der man eine Kerze unter Autosuggestion solange betrachten mußte, bis man mit Sicherheit vier Kerzen vor sich sah. Eine Steigerung dieser letzten Übung bestand darin, daß man zwei Kerzen vor sich und zwei hinter sich sah und man selber also in der Mitte der Lichter

VEXIERBILD



Ah, dort kommt ja der neue Schloßherr!

In der Nacht haben mich die Wanzen beinahe aufgefressen und am Morgen hatte ich das Vergnügen, meine Bisse zu zählen. Es waren 87. Ahluvalia hatte neben mir friedlich geschnarcht und war von keiner einzigen Wanze gebissen worden.

Nach dem Erwachen betrachtete ich eine merkwürdige Szene: Der Sikh saß in Buddha-Stellung mitten im Zimmer und zog sich in langsam feierlichen Bewegungen ... eine ewiglange Gazebinde aus dem Mund. Diese Tätigkeit gehörte zu den morgendlichen Handlungen der Reinigung, in welche auch der Magen einbezogen wurde! Ahluvalia hatte die Gazebinde zuerst Stück für Stück heruntergeschluckt und nachher wieder herausgeholt – nicht gerade sehr appetitlich vor dem Frühstück.

Nach einigen Joga-Übungen spazierten wir an einen nahen Tümpel, von welchem mein Gastgeber behauptete, daß er nachts von Leoparden besucht werde. Wir waren schon an dem Wasser vorbei, als ich das hörte und mich sofort auf den Weg machen wollte, um Leopardspuren zu suchen. Ahluvalia aber war höchst erstaunt über mein Verhalten und er sagte mir energisch, man könne doch nicht von einer Minute auf die andere etwas, das man sich vorgenommen habe, wieder auf den Kopf stellen. Wir hätten abgemacht, zum Tümpel zu gehen und nachher wieder zum Haus! Und diesen Plan des Ausklingens der Jogaübung wollten wir nun durchführen! Er beharrte streng darauf, daß auch ich mich an unsere Abmachungen halte und nicht improvisiere.

Diese Haltung habe ich von Indien nach Europa mitgenommen und ich bin froh, daß ich noch heute hie und da an diese Tümpel-Geschichte denken kann, wenn es mir scheint, daß irgendetwas, das mir durch den Kopf geht, so kolossal wichtig sei und von einer Minute auf die andere in die Tat umgesetzt werden müßte.

Der Headman lachte

Nach dem Frühstück gingen wir zum Headman, um die ersehnte Flinte zu holen. Mein Begleiter erklärte dem «Gemeindepräsidenten», der kein Englisch sprach, ich möchte gerne Leoparden, Rebhühner und Kaninchen jagen. Mit großartiger Geste öffnete der Headman hierauf einen riesigen, knarrenden Schrank, und wirklich nahm er hier auch ein ungeheures Monstrum von einer Flinte heraus. Es mußte mindestens hundert Jahr alt sein und hatte ein Kaliber von nicht

weniger als drei Zentimetern. Der Lauf war von einer feinen Metallplatte überzogen, und das ganze Ding war sehr groß und schwer. Schon beim Anblick graute mir vor der Anwendung.

Der Headman erklärte mir die Technik des Ladens: Zuerst stopfte man vier Finger Pulver in den Lauf, dann füllte man etwas Papier nach und schließlich schüttete man aus einem Säcklein kleine Stücke von Nägeln, Alteisen und Blei durcheinander in das Rohr. Er behauptete, dies sei die beste Technik, denn mit dieser Ladung könne man nach Wahl auf Rebhühner, Tiger, Leoparden und Kaninchen schießen. Ich wollte das nicht recht glauben, aber auch hier ging Probieren über Studieren. Um die Zündung des Pulvers zu bewerkstelligen, brauchte man noch ein Zündhütchen, das man hinten beim Kolben unter den Hahn legte.

Nun gut, ich machte mich auf den Weg. Vor dem Dorf fand ich zwei Rebhühner, visierte sie an, schloß die Augen und drückte ab. Es dauerte, wie mir schien, eine Ewigkeit, bis der Schuß losging. Dann kam der Knall aber endlich – und ich fand mich in einer dicken Rauchwolke. Ich machte mich aus dem Qualm und wollte nachsehen, ob eines der Rebhühner getroffen sei. Aber offenbar hatte ich mit meinem Lärm die Tiere wohl nur etwas erschreckt. Ich stopfte also die Flinte von neuem, suchte neue Rebhühner, schoß – und diese blieben wieder unversehrt. Also kehrte ich um und beschloß, die Flinte zu Hause zuerst einmal einzuschließen. Wir montierten ein Brett auf eine Wand, und ich feuerte wieder einen Schuß auf diese Scheibe.

Als ich auf dem Holz die Wirkung kontrollierte erstaunte es mich nicht mehr, daß ich mit meinem Schrot keinen Erfolg hatte. Die Metallsplitterchen hatten wohl die Rebhühner höchstens etwas gekitzelt! Ich stopfte nun kompakter, mit mehr Pulver und mehr Metall, schoß noch einmal und noch einmal – und dann war es fertig: Beim letzten Schuß hatte sich die Flinte in einzelne Stücke aufgelöst. Zum Glück war ich nur leicht verletzt, vor allem an der Hand etwas verbrannt.

Natürlich hatte ich ein schlechtes Gewissen. Die einzige Flinte im Dorf hatte ich kaputt gemacht! Ahluvalia lachte, und wir gingen zusammen zum Headman, worauf dieser ebenso schallend lachte und meinte, das habe er ja vorausgesehen und genau so erwartet. Und das war das vorläufige Ende meiner Jagdgelüste.

Sollst du denn töten?

Ahluvalia führte mich in seinen Marmor-Steinbruch, in welchem sechs Männer arbeiteten, die von Hand in brütender Hitze den Stein in großen Blöcken aus dem Berg meißelten. Soeben war ein fünf Tonnen schwerer Block fertig geworden und für den Transport bereit. Mühsam wurde er auf einen Lastwagen geladen und wir benützten diese Transportfahrt nach Aburoad, um dort Angeln zu kaufen, denn, da mit dem Jagen nichts gewesen war, wollte ich wenigstens im Tümpel vor dem Dorfe fischen. Ich hatte kolossale Lust, wieder einmal etwas Rechtes zu essen: einen Fisch!

In einem Eisenwarenladen saß mitten zwischen seinen Kisten und Schachteln der Händler. Wir verlangten eine Angel, worauf der Mann barsch und wütend antwortete, das habe er nicht. Er mißbilligte mein Vorhaben, Fische zu fangen und zu töten.

Auf dem Weg zum nächsten Laden folgte uns bereits ein ganzer Rattenschwanz von Leuten. Sie blieben stumm, aber wir spürten deutlich ihre feindliche Einstellung. Auch hier hatten wir keinen Erfolg. Man wies uns jedoch an ein Geschäft, das einem Muselmanen gehöre, der an das Gebot des Nichttötens nicht gebunden sei und also Angeln verkaufe.

Wahrhaftig, der hatte welche, aber was für unmögliche Haken! Trotzdem kauften wir ein paar Stück und versuchten dann, zum Autobus zurückzukommen. Die wütende Menge hielt uns auf, und die Diskussionen mit Ahluvalia wurden immer heftiger. Großartig verteidigte er mich aber und sagte den Leuten, wenn ich doch schließlich fischen möchte, wie das in dem Lande, aus dem ich komme, üblich sei, so sei das meine Sache und ich hätte das selber zu verantworten.

Am nächsten Tag stand ich am Tümpel und fing mit diesen unmöglichen Instrumenten tatsächlich einige Fische. Nach der Diskussion mit meinem Sikh hatte ich aber plötzlich Hemmungen, die Tiere zu töten und ich grub neben dem großen Tümpel einen kleineren mit einem Verbindungskanal, in welchem ich die Tiere wieder aussetzte. Dann dämmte ich den Kanal, nachdem sich das Teichlein mit Wasser gefüllt hatte, ab. Im Nu hatte ich eine ganze Menge Fische.

Nach einiger Zeit erschien Ahluvalia, setzte sich an das Wasser, schaute mir zu und sagte stunden-

lang kein Wort. Von diesem Augenblick an aber war ich derart gestört und gehemmt in meinem Vorhaben, daß ich mich überhaupt nicht mehr konzentrieren konnte und auch wirklich keinen einzigen Schwanz mehr aus dem Wasser zog. Auf einmal überkam mich das Gefühl, daß ich da einer sinnlosen Beschäftigung nachgehe – und schließlich hatte ich jede Lust am Fischen verloren. Gemeinsam trugen wir die gefangenen Fische wieder in den großen Tümpel zurück – und ließen sie frei!

First class

Nach einer langen Reise über Udaipur, Agra, Delhi und Benares kam ich todmüde abends um acht Uhr in Kalkutta an. Mein Vermögen war zusammengezerrumpft auf zwölf Rupien, und deshalb legte ich mich unter der großen Howrah-Brücke über den Ganges zu den armen Kulissen schlafen. Mein Nacht-lager bestand aus meinen zwei Koffern, darauf die dick aufgeblasene Luftmatratze und zu oberst der Schlafsack. Ich schlief wunderbar.

Am nächsten Morgen schlenderte ich durch die Stadt und fand ein Haus mit der Aufschrift «Salvation Army». Die Heilsarmeeleute empfingen mich ganz liebenswürdig, machten mir Tee und boten mir ein Nachtlager an. Als ich ihnen erzählte, ich hätte unter der Howrah-Brücke geschlafen, sagten sie, ich solle das nicht tun. Ich sei doch ein Weißer. Merkwürdig, wie die Weißen hier immer noch als bessere Wesen angesehen werden! Ich duschte, zog ein sauberes Hemd an, und dann machte ich mich auf, kreuz und quer durch die Stadt.

In einem großartigen Museum betrachtete ich Kunstwerke, die aus ganz Indien zusammengetragen worden waren, und anschließend zog ich mit meinem letzten Vermögen in ein recht teures Restaurant an der Maiden-Street. Es stand angeschrieben, daß das Lokal air-conditioned sei, was mich bei dieser Hitze besonders lockte. Ich ließ mir das ganze Menu servieren, welches mit einer tibetanischen Suppe begann, worauf tibetanische Ravioli, ganz ähnlich wie die unseren, folgten, und dann ein Gang mit Fleischvögeln an einer ausgezeichneten Sauce, Reis, Linsen, frisches Brot, Ketchup... Das ganze Essen kostete nicht weniger als sieben Rupien!

Am Nachmittag besuchte ich ein englisches Ehepaar namens Robotton, dessen Adresse mir ein Engländer auf der Reise angegeben hatte. Sie wohnten in

der Park-Street, einer Nebenstraße der Maiden-Street. Die Robottons empfingen mich wie wenn ich ein alter Freund wäre und luden mich sogleich zum Nachtessen ein.

Wir aßen bei Kerzenlicht auf der Terrasse. Es war so heiß, daß sich die Kerzen vor Wärme bogen. Vor allem schätzte ich es, wieder einmal mit einem richtigen Silberbesteck zu essen, nachdem ich nun monatelang nur mit Hilfe meines Blechlöffels die Nahrung vertilgt hatte. Im Laufe des Abends fragte ich Mr. Robotton, ob er mir nicht einen Club, eine Schule oder eine andere Institution wüßte, in der ich einen Vortrag über die Schweiz halten könnte. Robotton, als vollkommener Engländer, verstand sofort, um was es mir ging, daß ich offenbar einigermaßen knapp sei, und schlug mir deshalb vor, diesen Vortrag an einem der nächsten Tage am besten bei ihm zu Hause zu halten.

Dann ließen wir das Thema ebenso höflich wieder fallen, und Mr. Robotton fragte mich, welches mein Programm für die nächsten Tage sei. Vor allem, meinte er, müßte ich das Gebiet von Bengalen in Ost-Pakistan, also im Nordosten von Kalkutta, sehen. Als Generaldirektor der River-Steamer-Navigation Co. Ltd. offerierte er mir eine Gratisfahrt mit einem seiner Schiffe, doch müsse ich mein Essen selber mitnehmen und auch selber kochen. Am besten sei es, wenn ich Reis und vor allem Konservenfleisch kaufe. Der gute Mann hatte keine Ahnung, daß ich nur noch drei Rupien in der Tasche hatte. Aber aufs Geratewohl hin sagte ich gerne zu.

Als er dann wissen wollte, wo ich übernachtete, sagte ich ihm rot anlaufend: «Bei der Salvation Army». Wiederum war er äußerst taktvoll und meinte daraufhin, in diesem Fall könnte ich auf dem Schiff mit dem Kapitän essen, ich solle nur am nächsten Morgen zu ihm aufs Büro kommen und dann werde er mir den Passagierschein aushändigen.

Das Büro war neben der Howrah-Brücke, und daran angeschlossen lagen riesige Lagerhäuser für Kohle und Tee. Von den Lagerhäusern zu den Schiffen bewegte sich als lebendes, fließendes Band eine nicht endende Schlange von Kulissen, welche Kiste um Kiste über die Laufstege in die Schiffe trugen und wieder zurückkamen. Auch hier waren teure Maschinen überflüssig.

Am Nachmittag suchte ich noch den in der Nähe gelegenen Sitz der Gebrüder Volkart aus Winterthur auf, zu welcher Firma mein Vater eine Beziehung

hatte. Ich trat in das Gebäude und meldete mich bei dem freundlichen Fräulein hinter der Glasscheibe. Ich sei Schweizer und ich möchte gerne mit jemandem hier sprechen. Ich mußte ihr hierauf meine Unterschrift geben und wurde schon nach kurzer Zeit zu einem liebenswürdigen Herrn namens Affeltranger geführt, der mich außerordentlich zuvorkommend als Schweizer begrüßte und mich auch sofort zum Mittagessen zu sich nach Hause bat, wo es eine richtige große Berner-Platte gab mit Sauerkraut und Thomy-Senf, was mir gerade ein bißchen Heimweh in den Magen trieb.

Als Herr Affeltranger hörte, daß ich leidenschaftlich gerne jagen möchte, offerierte er mir, für mich eine kleine Partie zu arrangieren, wenn ich aus Bengalen zurück sei.

Ich kaufte noch einiges ein und begab mich am nächsten Tag auf das im Hafen bereitstehende Schiff, einen dreistöckigen Mississippidampfer mit je einem Antriebsrad auf der Seite. Im untersten Stock fuhren Waren, arme Passagiere, die in Blechbüchsen kochten, und Tiere. Zu oberst war die erste Klasse: Links und rechts je zwei Kabinen und in der Mitte ein Salon mit einem Tisch und Stühlen. Gegen vorn hatte es eine Türe, die auf eine gedeckte Terrasse hinausführte.

Ein Clark führte mich in eines dieser schönen Appartements! An einer Wand stand ein Gestell und darauf lagen verschiedenste Lebensmittel und ein Kärtchen «Mit den besten Grüßen von Mr. R.» Das hätte ich mir nicht geträumt! Die Nacht über blieben wir noch im Hafen, und am nächsten Morgen ging die Fahrt los auf diesem riesigen Fluß, der sich in Serpentinen durch die von Wald, Jute- und Reisfeldern belebte Landschaft schlängelt. Ich war den ganzen Tag auf Deck und genoß die gemütliche Fahrt.

Abends betete die ganze Mannschaft der acht Muselmanen auf meiner Terrasse. Sie richteten sich auf ihren kleinen Teppichen gegen die untergehende Sonne, und wenn das Schiff seinen Kurs ein bißchen änderte, rückten auch sie den entsprechenden Winkel nach, um genau nach Westen beten zu können. Am Ufer tranken Hirschkühe zwischen blühenden Magnolienbäumen Wasser.

Vor den Essenszeiten kam ein kleiner Boy zu mir und fragte mich, was ich speisen möchte. Ich gab ihm die entsprechenden Lebensmittel vom Gestell, und eine halbe Stunde später brachte er die Sachen

wieder zubereitet und bediente mich an der großen Erstklaßtafel, an der ich wie ein König einsam und allein saß.

An einer Station stiegen ein junger Amerikaner und eine ältere Amerikanerin zu. Man sagte sich guten Abend und setzte sich dann in einen der Fauteuils. Es stellte sich heraus, daß die Leute für die amerikanische Entwicklungshilfe arbeiteten und auch nach Dakka in Bengalen fuhren. Auch dieser Mann bat mich, einige Tage bei ihm als Guest zu bleiben.

Als wir um neun Uhr morgens in Dakka ankamen, stand am Hafen ein großer Wagen der amerikanischen Botschaft. Dieser brachte Mary, die ältere Sekretärin, Jim, den Chef, und mich nach Hause. Jim wohnte in einem sehr schönen, gepflegten Bungalow. Sein großer Hund begrüßte ihn. Dann frühstückten wir, und gegen Mittag ging Jim zur Arbeit.

Ich hatte also das ganze Haus zu meiner Verfügung. Auf dem Grammophon spielte ich herrliche Mozart-Musik und hörte mir historische Reden von Abraham Lincoln und anderen amerikanischen Präsidenten an. Eine saubere, wohlgenährte Katze leistete mir dabei Gesellschaft. Jim war ein «Chrampfer» und kam also abends immer erst ziemlich spät nach Hause.

Nachdem ich mich so einigermaßen an einen amerikanischen Lebensstandard gewöhnt hatte, überlegte ich mir, daß ich eigentlich mit dem Flugzeug nach Kalkutta zurückfliegen könnte, was allerdings neunundvierzig Rupien kostete. Wenn man schon über die Verhältnisse lebt, dann gerade richtig!

Schnepfen und Langusten

Zurück in Kalkutta holte ich bei der Heilsarmee meine Koffer und zügelte zur Familie Affeltranger, wo sich auch noch ein anderer Schweizer einfand, der die Jagd organisieren sollte. Morgens um halb sechs Uhr starteten wir zu unserem Jagdunternehmen. Große Körbe wurden mit guten Dingen vollgepackt und in die Autos geladen. An einem Waldrand parkierten wir. Der Schweizer hatte Treiber organisiert, welche die Wildschweine aufscheuchen sollten. An Ort und Stelle wurde uns aber gesagt, daß die Treiber erst gegen zehn Uhr bereit seien, weshalb wir noch zum nahen Sumpf gingen, um Schnepfen zu jagen. Es war herrlich kühl zwischen den ausgedehnten Reisfeldern und den großen Mangobäumen. Wir fanden Bekassinen sowie die sogenannten königli-

chen Schnepfen, wunderbare blaue große Vögel. Die Schnepfen zu erwischen, war sehr schwierig, da sie in einem unregelmäßigen Rhythmus und dazu noch im Zickzack fliegen.

Nun war es Zeit für die Wildschweinjagd. Die zwanzig Treiber, kleine Männer, nur mit einem Lententuch bekleidet, durchkämmten den Wald. Wir hatten am Waldrand unsere Posten bezogen. Von weitem hörte man das Geschrei der Treiber, welches immer wieder verhallte und von neuem anschwoll. Plötzlich hörte ich ein leises Rascheln in meiner Nähe. Das konnte aber keine Wildsau sein, es mußte sich um ein leichteres Tier handeln, sonst wären die Geräusche ganz andere gewesen. Bis ich mich recht besonnen hatte, war das Tier schon etwa dreißig Meter auf dem freien Felde draußen. Es war ein Schakal. Ich zitterte am ganzen Leib vor Spannung und ärgerte mich über die verpaßte Beute, worauf sogleich noch einmal zwei Schakale herausschossen. Auf beide gab ich je einen Schuß aus, traf jedoch nur das hintere Tier, welches nach einigen Zuckungen liegenblieb.

Nach Jägersitte durfte ich meinen Standort erst verlassen, wenn die Jagd zu Ende war. Als Herr Affeltranger und unsere Kollegen wieder zurückkamen, wurde eifrig diskutiert: Eigentlich hätte ich den Schakal nicht schießen sollen, da ich mit meinen Schüssen nur die Wildschweine vertrieb; zudem konnte man das Fleisch ja nicht einmal essen. Aber dennoch war ich natürlich sehr stolz und ließ mich, das Tier an den beiden Hinterläufen in die Höhe haltend, photographieren.

Nach dem gemütlichen Picknick machten wir uns noch einmal auf zur Schnepfenjagd. Insgesamt brachten wir sieben Stück nach Hause, von denen ich fünf geschossen hatte. Frau Affeltranger briet mir noch am selben Abend die Vögel, doch konnten wir sie leider nicht mehr essen, da bereits ein anderes Menu vorbereitet war.

Die gebratenen Schnepfen haben dann meine ganz-tägige Bahnfahrt nach Konarak verschönert, zu der ich am nächsten Morgen aufbrach. Drei Tage wohnte ich in einem kleinen Wäldchen in der Nähe des weltberühmten Sonnentempels und ließ die indische Kunst auf mich einströmen.

In Madras erholte ich mich finanziell recht gut, hielt durch Vermittlung von Mr. Varada einige Vorträge und lebte durchwegs in sympathischen indischen Familien. Einmal aß ich sogar bei einer sehr

orthodoxen Brahmanen-Familie, in welcher die Dame des Hauses nur hie und da hinter einem Vorhang hervorschaute und mein Geschirr, weil ich nicht der Kaste angehörte, nach dem Essen in den Kübel geworfen wurde.

An der Südspitze des Landes bestieg ich das Schiff nach Ceylon und fuhr von dort mit dem Zug nach Colombo. Auf dem Bahnhof von Colombo fand ich einen jungen Amerikaner, der offenbar merkte, daß ich etwas verdienen mußte. Für zehn Rupien bot er mir seine Taucherausrüstung für Langustenfang an, bestehend aus Flossen, Taucherbrille und einem Netzkorb aus Draht. Er war ganz sicher, daß ich bald zum Großverdiener werden müßte, wenn ich seine Ratschläge befolgte. Ich traute der Sache nicht recht und bestand darauf, daß er mir ganz genau zeigte, wo ich die Langusten fangen könnte und wer meine so sicheren Abnehmer seien, von denen er erzählte.

Bill, so hieß der Amerikaner, und ich gingen also zusammen hinaus ans Meer, wateten ungefähr fünfzig Meter hinaus, und dann zog Bill seine Brille und die Flossen an, legte das Netz aufs Wasser und tauchte. Er tauchte sehr lange. Hie und da sah ich wieder etwas von ihm und schließlich zog er mich ins Vertrauen: «Da unten, gerade an dieser Stelle, sind eine ganze Menge von diesen Tieren. Du wirst ihre Antennen aus den Löchern ragen sehen. An diesen mußt du ziehen und dann das Tier, wenn es draußen ist, an die Oberfläche bringen und in den schwimmenden Netzkorb werfen. So bleiben sie schön frisch!»

Ich zog die Ausrüstung an, und tatsächlich brachte ich eine – wenn auch etwas kleine Languste – an die Oberfläche.

Nun kam die Verkaufsinstruktion. Ich wanderte mit Bill durch die Straßen des Villenviertels. Er klopfte überall an und rief: «The fisherman.» Darauf öffneten die dienstbaren Geister dieser Herrschaften, und ich merkte, daß er hier überall gut eingeführt war. Er erklärte den Leuten, er sei nur gekommen um Abschied zu feiern, seinen Nachfolger vorzustellen – und heute Abend würde bereits ich die erste Ladung Langusten vorbeibringen.

Am Ende der Straße führte mich Bill durch den Lieferanteneingang eines Hotels direkt zum Chefkoch in die Küche, und auch hier versicherte er mir, daß ich bestimmt Interesse für meine Tiere finden werde.

Nach fünf Tagen hatte ich mit meiner Fischerei 212 Rupien verdient und verkaufte meine Fischergeräte wiederum an einen ceylonesischen Soldaten.

Abschied

Wieder auf dem Festland, brachte mich ein Bus von Koonor nach Maissur. Hier befand ich mich nun endlich in einem der unendlich großen Wälder, von denen ich bisher nur geträumt hatte. Ich kam an den Hütten der Einheimischen vorbei, welche mir noch aus der Steinzeit zu stammen schienen. Die Frauen saßen auf einem Platz vor dem Haus und präparierten Wurzeln oder rührten in großen Töpfen. Ganz unvermittelt gaben sie zwischenhinein schrille Laute als Anweisungen an ihre Kinder von sich.

Bald fand ich auch einen großen Elefanten-Stall. Die Tiere werden hier gepflegt, gefüttert und für die Arbeit dressiert. Dreimal im Tag bekamen sie geschnittenes Zuckerrohr, wurden an den Fluss zum Baden geführt, sie lernten Holzstämme transportieren, abliegen und aufstehen, alles mit großartiger Geduld und einem großen Zeitaufwand. Täglich ging ich vier bis fünf Stunden mit einem Führer auf einem Elefanten kreuz und quer durch den Dschungel. Links und rechts des Tieres war ein Sitz angebracht, so daß ich je nachdem, welche Seite mich interessierte, von der einen auf die andere hinüberwechseln konnte. Jeder Elefant hatte immer den gleichen Führer.

Ich hoffte, man würde hier Tiger sehen, aber wir hatten nie das Glück. Ich zweifelte schließlich, ob es überhaupt welche gab. Man sagte mir, daß eben alle Tiere die Flucht ergriffen, wenn ein Elefant in der Nähe sei. Ein paar Sambarhirsche und viele rötliche Wald-Hühner waren das einzige, was wir antrafen.

Ich unterhielt mich auch, so gut ich konnte, mit den Kindern dieser Einwohner, und hatte das Gefühl, hier recht gut zu Hause zu sein, weil ich in einem netten sogenannten Dakbungalow wohnte, welche über ganz Indien verstreut sind und in denen man für eine Rupie fünfzig im Tag wohnen kann.

Ja, hier zu Hause zu sein – das ist keine bloße Redensart. Das große, gastfreundliche Land, diese andere Welt, die uns fehlt, hatte mich gepackt in meiner Seele. Und es zieht mich noch heute mit einer unbeschreiblichen Kraft an.